Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg

Die Kunstdenkmäler des Kreises Ruppin

Goecke, Theodor

Berlin, 1914

Kunstgeschichtliche Übersicht.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-231

Visual Library

Kunstgeschichtliche Übersicht.

Einleitung.

Der Kreis Ruppin ist kunstgeschichtlich betrachtet im Vergleich zu den Nachbarkreisen weder reicher noch auch sonst bedeutender, doch umfassen seine Denkmäler die meisten Gattungen und fast jede Stilart. Die Ausgangspunkte der Kultur und Kunst bildeten hier neben Kloster Lindow und dem Sitz der Lindower Grafen zu Altruppin die Städte Wusterhausen, Neuruppin und Gransee; auch die Gegenden von Löwenberg und Teschendorf waren frühzeitig besiedelt. Das im Norden und äußersten Süden gelegene Gebiet des Kreises fällt für das Mittelalter fast ganz aus, jenes wegen seiner sandigen Höhen und Waldbestände, dieses wegen der ausgedehnten Brüche. Der sich über die Städte hin erstreckende mittlere Strich zeigt sich in seiner mittelalterlichen Architektur der Prignitz verwandt, was sich namentlich in dem Granitbau der Kirchen und ihren breiten Turmhäusern bemerklich macht. Trugen im Laufe dieser Zeit der kräftige Vorschub der Besiedelung, die Mission der Kirche, die Bautätigkeit kraftvoller Rittergeschlechter, eines gesunden kernhaften Bauernstandes, frisch aufblühender Städte und geistlicher Orden je nach ihren Bedürfnissen und Bestrebungen zur Kunstbetätigung bei, so läßt diese umfassende Tätigkeit bereits im 16. Jahrhundert nach; nur bei den Bredows in Rheinsberg und Sonnenberg und den Klitzings in Walsleben finden wir noch vereinzelte künstlerische Leistungen im Kirchenbau.

Nach dem alles Kunstleben vernichtenden großen Religionskriege tritt zunächst etwa für ein halbes Jahrhundert ein völliger Stillstand ein, da die Städte infolge der großen Brände und Brandschatzungen vollständig darniederlagen und das Land entvölkert war. Ein Wandel der Zustände vollzog sich danach durch die Steigerung der Fürstengewalt, die fördernd selbst in die baulichen Verhältnisse der Städte eingriff. Als eine ihrer Folgen kann man auch die künstlerische Schöpfung betrachten, die in dem Schlosse zu Rheinsberg verkörpert ist, insofern sie ausschließlich der selbständigen Entschließung eines Fürstensohnes ihr Dasein verdankt. Der verhältnismäßig kurze Aufenthalt des Kronprinzen Friedrich an diesem landschaftlich bevorzugten Orte bewirkte daselbst ein rasches Aufblühen der Kunst in Architektur, Plastik und Malerei, das bald wieder erlosch und dem erst unter dem Prinzen Heinrich für einige Jahrzehnte eine Nachblüte folgte. Der Brand von Neuruppin von 1787, welcher große Teile der Stadt so völlig vernichtete, daß selbst ihr Grundplan dadurch stark verändert wurde, veranlaßte dort eine umfassende Bautätigkeit. Nicht übersehen darf man, was das 18. Jahrhundert und der Anfang des 19. an schönen Werken der Innenausstattung in Kirchen wie in Schlössern geschaffen hat. Das 19. Jahrhundert hat in unserem Kreise kaum etwas Hervorragendes gezeitigt.

Ortsanlagen.

Entstehung der Städte.

In bezug auf die Entstehung der Städte kann man Altruppin und Rheinsberg als Suburbien mittelalterlicher Burgen ansehen, in gewissem Sinne, nämlich für seinen Anfang, auch Wusterhausen. Ähnlich ist das Verhältnis von Lindow zu seinem Kloster. Neuruppin ist höchstwahrscheinlich aus der von Altruppin aus erfolgten Gründung eines älteren Marktfleckens hervorgegangen. Ob sich bei Gransee eine ähnliche Entwicklung vollzogen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Neustadt dagegen ist erst im 17. Jahrhundert aus einer kleinen Siedelung bei einem älteren festen Hause durch Erweiterung auf fürstliche Anordnung entstanden.

Stadtplan und Straßenbild.

In seinen Stadtanlagen hat das Mittelalter Ergebnisse geliefert, die den mit vollem Bewußtsein und vieler Kunst geschaffenen Anlagen des 18. Jahrhunderts mindestens gleichstehen, ja stellenweise überlegen sind. Der gesunde Sinn für das Sachliche, Praktische und Schöne zugleich, den jene Zeit in allen Dingen des Bauwesens bewährt hat, hat sie auch im Städtebau vor Mißgriffen bewahrt. Das in der Mark meist uneingeschränkte flache Gelände gestattete eine im allgemeinen regelmäßige Anlage der Straßenzüge, entsprechend den rechtwinkligen Grundformen des Hauses und Grundstücks. Daß die Zeit aber dabei ohne ängstliche Genauigkeit verfuhr und den leisesten natürlichen Anlässen nachgab, zeigen die schiefen Häuserblöcke von Neuruppin. Auch in bezug auf den Aufriß der Straßenbilder traf man von vornherein das Richtige. Das Wesen des Hauses kommt erst durch sein Dach zum vollen Ausdruck; man war deshalb bemüht, die Dachform durch den straßenwärts gekehrten Giebel hervortreten zu lassen und bewirkte damit absichtlich oder unbewußt eine malerische Belebung des Gesamtbildes der Straße für die verschiedensten Standpunkte und Sehrichtungen. Zu den unvermeidlichen Horizontalen der Sockellinien und Fensterreihen trat der höchst wohltuende Gegensatz der aus den Giebeln gebildeten Zickzacklinie, wie ihn uns die älteren Abbildungen, namentlich die Merianschen Ansichten in Fülle zeigen. Die malerische Anordnung blieb auch bei dem Rathause gewahrt, das mit seinen Anbauten, wie Gerichtslaube, Wagebude und Scharren, frei auf dem Markte stand (Neuruppin, Lindow), ebenso bei den Kirchen, die fast durchgehends ihrer Orientierung wegen von den Straßenrichtungen abwichen und inmitten der intim umgrenzten Friedhöfe zu selbständiger Wirkung kamen.

Ganz anders verfuhr das 18. Jahrhundert. Nachdem die beengenden Ringmauern der Städte gefallen waren, suchte man durch Verbreiterung der Straßen der Feuersgefahr besser entgegenzuwirken, und das ist ein großer Vorzug der neueren Anlagen. Auch wurden die Scheunen, weil besonders gefährlich, vor die Stadt verlegt. Aber nicht immer und in jeder Beziehung wurde die Überfülle an freiem Raum gut ausgenutzt. So wurde in Neuruppin der Marktplatz jetzt eingeschränkt und mit genauer Durchführung der Richtlinien die Kirche gleichlaufend zur Straße gestellt. Ja man ging hier soweit, die Straßen innerhalb des Brandgebietes ohne Not und Rücksicht auf die erhaltenen Stadtviertel in das bequeme Rechteckschema zu zwängen. Auch die Anlage der durch Ausfall je eines Häuserblocks gebildeten drei Plätze in regelmäßigen Abständen auf der gleichen Seite der Hauptstraße

zeugt von wenig Erfindungsgabe und wirkt nicht sehr glücklich. Ähnlich fehlte dieser Zeit in bezug auf das Stadtbild zuweilen das Verständnis für das vom Mittelalter bereits Erreichte. Wir wissen schon von Wittstock her (vgl. Teil Ostprignitz, S. 230), wie bei dem Neubau nach dem Brande von 1716 der König durch Soldatenpatrouillen darüber wachen ließ, daß die Häuser sämtlich mit der Traufe nach der Straße gerichtet wurden. Dementsprechend leiden die in diesem Jahrhundert entstandenen Neuanlagen in Neuruppin, Lindow und Rheinsberg an einer zuweilen nüchternen Gleichförmigkeit, zumal auch die Zahl und Höhe der Geschosse meist gleichmäßig vorgeschrieben war.

Dorfanlagen.

Bei den Dorfanlagen finden wir neben dem vorherrschenden Typus des gestreckten Straßendorfes eine geringe Anzahl Rundlinge aus früher Zeit, wie Buberow, Darritz, Läsikow und Wutzetz. Von den späteren Niederlassungen des 17. und 18. Jahrhunderts zeigen die der Reformierten keinen besonderen Typus, wohl aber Bartschendorf und Klein-Derschau, Kolonien Friedrichs des Großen (vgl. Abb. XV und 1).

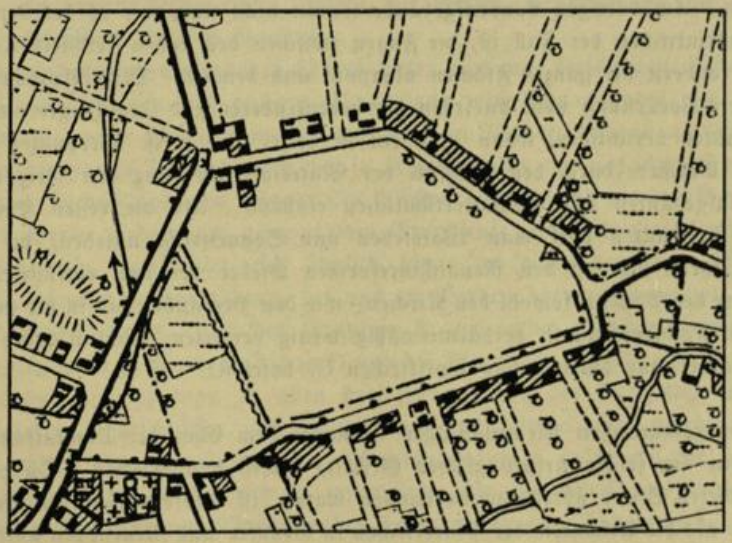


Abb. XV. Klein-Derschau. Dorfplan (1 : 10000).

Architektur.

Baustoffe.

Daß der Feldsteinbau nicht nur im 13. Jahrhundert, sondern stellenweise noch bis in die Renaissancezeit hinein herrschte, lehren uns weniger die Stadtkirchen, da von ihren ersten Anlagen nur noch Reste erhalten sind, als vielmehr eine große Zahl von Dorfkirchen, unter denen sich Bechlin, Stöffin, Teschendorf und Rönnebeck durch fast ausschließliche Anwendung des Granits auch für Portale und Mauerkanten auszeichnen. Schon frühzeitig tritt häufig eine Verbindung mit Backstein für

die Kanten der Öffnungen ein, wofür das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaute Konventgebäude von Kloster Lindow ein vorzügliches Beispiel ist. Bemerkenswert für das spätere Nachlassen der Feldsteintechnik ist Wildberg mit seinem wilden Granitmauerwerk im Westteil der Kirche.

Der Backsteinbau gehört im allgemeinen der späteren Zeit an. Nur ein einziges Beispiel seiner Verwendung in romanischen Formen liegt in den Resten des Chorbaus der Neuruppiner Klosterkirche vor, an dem aber auch nur ein verschlungener Rundbogenfries für die frühe Entstehung zeugt. Der frühzeitigen Anwendung des Backsteins für Kanteneinfassungen wurde soeben schon gedacht. Die Technik tritt nicht überall gleich in reifer Form auf. Hier und da arbeitet man in der frühen Zeit noch mit besonders großen Formstücken. Namentlich hochkant gestellte dicke Rundstäbe kommen an Portalen frühgotischer Zeit noch wiederholt vor (Lindow [Konventgebäude], Neuruppin [Klosterkirche] und Dabergotz).

Der Putzbau, dessen Auftreten man gewöhnlich erst ins 16. Jahrhundert setzt, hat, wie das Kloster Lindow lehrt, schon bei den Feldsteinbauten des 13. Jahrhunderts bestanden. Am dortigen Konventgebäude waren nicht nur, wie es bei der Mehrzahl der Feldsteinkirchen der Fall ist, die Fugen zwischen den rohen Feldsteinen breit verstrichen, sondern die ganzen Flächen überputzt und bemalt. Dementsprechend müssen wir unsere Vorstellung vom Aussehen der bedeutenderen und sorgfältiger ausgeführten Granitbauten berichtigen, wenn auch ein in dieser Art weiß überputztes und bunt bemaltes Gebäude durch den Wegfall der Materialerscheinung den Reiz des gesetzmäßig Aufgebauten und Hochaltertümlichen einbüßt. Als die ersten Beispiele der späteren Putzbauten darf man Walsleben und Sonnenberg ansehen, da die Sitte des Verputzens sich mit den Renaissanceformen wieder bei uns einführte. Fortan beherrschte der Putzbau sowohl den Kirchen- wie den Profanbau bis in die neueste Zeit.

Der Fachwerkbau ist verhältnismäßig wenig vertreten, nämlich außer durch die Bauernhäuser nur durch einige Dorfkirchen (s. daselbst).

Städtische Pfarrkirchen.

Von romanischen Kirchenanlagen ist außer dem Chor der Dominikanerkirche in Neuruppin (in seiner ursprünglichen Gestalt) nichts nachweisbar. Ob vollständige Kirchen dieses Stiles überhaupt vorhanden waren, ist insofern nicht mit Bestimmtheit zu sagen, als die Urbauten der Pfarrkirchen in Gransee und Neuruppin untergegangen sind. Die älteste Anlage aus frühgotischer Zeit ist in den Resten des Urbaus der Pfarrkirche zu Wusterhausen noch erkennbar, nämlich eine dreischiffige kreuzförmige Basilika mit kurzem, einschiffigem, gerade geschlossenem Chor und mächtiger Turmanlage, die dem besonders breit angelegten Mittelschiff entspricht und dadurch basilikal wird, daß die Seitenschiffe neben ihr bis zur Westfront durchgeführt sind.

Diese Anlage des Westbaues ist indessen als eine Ausnahme anzusehen. Daß der herrschende Typus vielmehr der eines stark quergebildeten, die ganze Kirchenbreite einnehmenden Turmhauses war, zeigen uns Gransee, sowie in Ermangelung weiterer städtischer Pfarrkirchenanlagen eine große Anzahl von Dorfkirchen, wie namentlich die zu Löwenberg. Für Gransee bleibt allerdings die ursprünglich beabsichtigte Lösung des

Ausbaues der oberen Teile fraglich. Die wenigstens teilweise zur Ausführung gekommene zweitürmige mit massiven Helmen ist in weiter Runde, selbst über die Grenzen des Kreises hinaus, das einzige Beispiel dieser höchst monumentalen Art und hätte, bei voller einheitlicher Durchführung, den denkbar stattlichsten Aufbau einer Westfront ergeben. In nachgotischer Zeit gewinnt der Typus des quadratischen Westturms das Übergewicht (Rheinsberg, Altruppin).

Die Entwicklung der Grundrißanlage des eigentlichen Kirchenraumes veranschaulichen die Umbauten der einzelnen Teile der Pfarrkirche von Wusterhausen in sehr bezeichnender Weise. Sie bedeuten für die allgemeine Anlage zunächst die Umwandlung der Basilika zur Hallenkirche, dann aber die völlige Aufgabe der Kreuzarme und ganz gleiche Ausbildung des Querschnitts von Schiff und Chor, wodurch dieser gleichzeitig eine bedeutende Erweiterung erfährt. Die von Riedel ohne Quellenangabe überlieferte Nachricht, daß die im 15. Jahrhundert ganz neu erbaute Neuruppiner Pfarrkirche vier Pfeilerreihen besessen habe, könnte zunächst auf eine fünfschiffige Anlage gedeutet werden; doch ist dies insofern nicht ganz wahrscheinlich, als andere bedeutendere Städte wie Berlin, Brandenburg und Prenzlau, sich mit dreischiffigen Kirchen begnügten.

Für den östlichen Schluß des Chores treten uns zwei verschiedene Lösungen entgegen: zu Wusterhausen die reichere Choranlage mit Umgang, die auf einen in Frankreich mit großer Vorliebe und danach auch in Norddeutschland an Pfarrkirchen vielfach angewendeten Typus zurückgeht, in Gransee aber die einfachere Fassung der Chorendigung in drei einzelnen polygonalen Nischen, entsprechend den drei Schiffen verschieden an Breite, jedoch auf gemeinsamer Grundlinie, eine Einschränkung, die, im Osten Frankreichs vorbereitet, sich ähnlich sogar an einer deutschen bischöflichen Kathedrale, nämlich in Regensburg, bei uns im Norden aber nur vereinzelt, namentlich in Schlesien, findet. Die der Granseer Kirche örtlich nächsten Analogien sind die Johanniterkirche zu Werben (Altmark) und die Pfarrkirche St. Marien zu Prenzlau. Bemerkenswert ist, daß man in allen drei Fällen, trotz der Endigung der Schiffe in drei einzelnen Chorschlüssen, auf einen gemeinsamen Giebel nicht verzichten wollte.

Als zeitlich letzte Ergänzung der Pfarrkirchenanlage erscheinen die besonderen Kapellenanbauten, die anscheinend in erster Linie für die Zwecke geistlicher Gilden, namentlich der Kalands- und Marienbrüder, bestimmt waren. Andeutungsweise finden wir eine derartige Einrichtung, d. h. eine Abtrennung vom allgemeinen Kirchenraume bereits in dem etwas erhöhten Ostteile des südlichen Seitenschiffes in Gransee, dessen Lage über dem Kirchenfußboden hier freilich noch nicht eine volle Stockwerkshöhe erreicht, jedoch schon zur Unterbringung eines besonderen Raumes, nämlich der Sakristei unter dem erhöhten Teile des Chores, benutzt ist. Gewissermaßen die zweite Entwickelungsstufe bilden dann eigentliche Kapellenanbauten der angedeuteten Art. Sie werden namentlich in der früheren Zeit mit Vorliebe paarig und in symmetrischer Anordnung im Süden und Norden dem Chore angefügt. Gleichzeitig damit tritt auch die Anordnung zweier Geschosse in voller Klarheit auf, derart, daß das Untergeschoß von gewöhnlicher Stockwerkshöhe zu ebener Erde liegt und meist einerseits

eine Vorhalle, andrerseits die Sakristei enthält, während das bis zu den Schiffsgewölben hinaufreichende Obergeschoß auf der einen Seite noch jetzt häufig als Bücherei dient, auf der anderen aber durch einen weiten Bogen nach dem Mittelschiff geöffnet ist und so zunächst nur als Loge erscheint, in der Tat aber ehemals eine besondere Kapelle mit eigenem Altare bildete. Derartigen Kapellen begegneten wir bereits früher in Pritzwalk (Ostprignitz) und finden sie in unserem Kreise in Wusterhausen. Vereinzelt treten sie jedoch auch einseitig auf, wie z. B. in Gransee am südlichen Seitenschiff. Eine andere Art von angebauten Kapellen ist vertreten durch die einstöckige Marienkapelle zu Wusterhausen.

Die Renaissancezeit hat keine wesentlichen Änderungen oder neuen Entwicklungsformen des Grundrisses geschaffen, wenn wir von der nachträglichen zweischiffigen Einwölbung und Erweiterung der Rheinsberger Kirche absehen. Infolge des Überflusses an kirchlichen Gebäuden in den Städten kam es überhaupt erst im 18. Jahrhundert gelegentlich wieder zu Neuschöpfungen. Als eine solche können wir den zentralen Grundriß der seit 1666 in Form eines griechischen Kreuzes angelegten Pfarrkirche von Neustadt a. d. Dosse ansehen. Es ist einer der vielen Versuche, eine Predigtkirche im eigentlichen Sinne herauszubilden, und keiner von den schlechtesten. Einer Queranlage der Kirche mit der Aufstellung des Altars inmitten einer Langseite begegnen wir zuerst um 1750 in Lindow, wo allerdings der Grundriß noch einen Turm am Ende, jedoch am Ostende, zeigt. Auch wurde zunächst noch der Schein einer Kreuzanlage gewahrt durch die kurzen Ansätze in der Mittelachse an der Vorder- und Hinterfront, die zugunsten des Eingangs und des Altars erhalten blieben. Ganz ähnlich ist die Anlage der um 1800 entstandenen neuen Pfarrkirche von Neuruppin, nur daß die Queranlage durch den Wegfall des Turmes am Ende und die Auszeichnung der Mitte durch eine Kuppel noch klarer hervortritt.

Im Innern hat die mit der Reformation entstandene ausgedehnte Emporenanlage bald immer breiteren Raum beansprucht und schließlich den ganzen Kirchenraum so überwuchert, daß er seitdem an weihevoller Stimmung außerordentlich verlor und mehr eine nüchterne profane Erscheinung erhielt.

Klosterkirchen. Von den einstigen drei Klosterkirchen des Kreises, zu Lindow, Gransee und Neuruppin, ist nur noch die letztere erhalten. Sie hatte ursprünglich den herkömmlichen Typus der Bettelmönchskirchen, bestehend aus einem dreischiffigen Langhause von bedeutender Wirkung und einem einschiffigen Chor, der hier indessen nicht ganz die sonst übliche Länge erreichte und wohl ursprünglich gerade geschlossen war. Die Umwandlung dieses Chorschlusses zum Polygon fand noch um die Wende des 13. Jahrhunderts statt. Ein Dachreiter ersetzte den Turm.

Kapellen. Selbständige Kapellen waren zahlreich im Kreise, und zwar waren es wohl durchgehends Hospitalkapellen. Neuruppin hatte deren sechs, Wusterhausen vier. Die bedeutendsten waren die Siechenhaus- und die Georgskapelle in Neuruppin sowie die Hospitalkapelle in Gransee. Polygonalen Schluß haben die beiden ersteren, ebenso die Stephanskapelle in Wusterhausen; die in Gransee hat Saalform. Die Glocken hingen bei allen in kleinen Dachreitern.

Die Dorfkirchen des Kreises, zu denen nach Umfang und Art des Grundrisses in gewissem Sinne auch die Kirchen von Altruppin und Rheinsberg gerechnet werden können, zeigen für die ältere Zeit, die jedoch auch hier nirgends in die romanische hineinreicht, eine Verbindung von breitem Turmhaus, etwa ebenso breitem kurzen Schiff, gegen das sich der Turm in weitgespanntem Bogen öffnet, und eingezogenem, annähernd quadratischem, gerade geschlossenem Chor. Dieser einst herrschende Typus ist noch in etwa zehn Fällen, u. a. in Löwenberg, erhalten. Wo ein besonderer Chor fehlt, ist das Schiff dafür um so länger. Apsiden kommen, wenn man nicht den Ostschluß von Nackel als eine solche ansehen will, nirgends vor. In wenigen Fällen, z. B. in Gnewikow, schließt das Schiff polygonal. Damit befinden wir uns schon im spätgotischen Zeitabschnitt, der im übrigen nichts Neues schafft. Auch die Saalkirche ist nicht selten, tritt aber vorherrschend erst in der späteren Zeit auf, so bei den Renaissancekirchen zu Walsleben und Sonnenberg. Dorfkirchen

Die massiven Barockkirchen halten gleichfalls die Saalform ein, wie in Keller und Sieversdorf. Bezeichnend für die friderizianische Epoche ist der Grundriß von Friedrichsdorf mit seiner Querstellung, bei der, wie bei der Neuruppiner Kirche, Turm und Altar inmitten der Längsseiten stehen. Ganz vereinzelt steht die Vereinigung von Kirche und Schule unter einem Dache in Hohenofen da.

Von den obigen abweichende Grundrißformen finden sich um 1700 an zwei Fachwerkkirchen, zu Plänitz und Storbeck, die auch am Westende polygonal schließen und sich damit dem Oval nähern. Ob ihre auch im Aufriß bemerkenswerte Abweichung auf die Gründung durch Schweizer Kolonisten oder mehr auf den Zeitgeschmack zurückzuführen ist, muß dahingestellt bleiben.

Die, wie bereits erwähnt, vorherrschenden breiten Turmhäuser haben in der Regel nicht Walmdach, sondern Satteldach zwischen Giebeln (Löwenberg, Gottberg, Herzberg). Die in der Prignitz so häufigen Dachreiter fehlen hier; der einzige Fall dieser Art in Kraatz ist doch insofern abweichend, als sein quadratischer Aufsatz mehr die Erscheinung einer oberen Abstufung der Grundform hat. Auch die das Satteldach bekrönende Spitze in Guten-Germendorf kann nicht als Dachreiter gelten.

Die selteneren, dem Quadrat genäherten, vor der Westfront stehenden Türme kommen vor u. a. in Buberow, Radensleben und Wildberg, und schließen meist in Pyramidendächern. Bei einigen schießen die Längsmauern des Schiffes neben dem Turm bis zur Westfront durch und begleiten ihn seitenschiffartig, ähnlich wie bei der Pfarrkirche von Wusterhausen. In diesem Falle steht zuweilen der massive Oberteil auf Tragebögen, wie in Vielitz. Um sie zu sparen, machte man in Lichtenberg und Kampehl nur die Vorderseite massiv, am häufigsten aber sind alle vier Seiten aus Fachwerk zu einem Dachreiter vereinigt, der meistens in längerem Spitzhelm schließt. Haubendächer kommen nur in der Barockzeit und auch da nur ganz vereinzelt vor (Barsikow, Baumgarten).

Ein Beispiel der schon recht selten gewordenen mittelalterlichen Stationshäuschen mit ewigem Licht hat sich vor dem Bechliner Tore bei Neuruppin in der sogenannten Nonne vom Ende des 15. Jahrhunderts erhalten. Stationshäuschen.

Friedhofstore. Die älteren Friedhofsmauern sind vorherrschend aus Granitfindlingen hergestellt und passen sich damit vorzüglich der natürlichen Lage und Bepflanzung des Friedhofs an. In mehreren Fällen, so in Guten-Germendorf und Rönnebeck, ist der Zugang als besonderes Durchfahrtstor, zuweilen mit Nebenpforte, ausgebildet. Dies geschah selten in Feldstein, wie zu Banzendorf, häufiger in einfacher Backsteinarchitektur, wie zu Herzberg, Rönnebeck sowie auch Guten-Germendorf, dessen Tor erst der Renaissancezeit angehört.

Klöster. Das älteste, wiewohl nur als Ruine erhaltene Kloster im Kreise ist das der Prämonstratenserinnen zu Lindow, besonders wertvoll als früher, der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörender Bau. Höchst einfach in der Anlage, ist er in gemischter Technik, jedoch vorherrschend aus Granit errichtet. Alle Räume waren in einem Flügel, und zwar dem östlichen, vereinigt; dadurch war ein Kreuzgang im vollen Sinne unmöglich. Abgesehen vom Kapitelsaal dienten die Räumlichkeiten weltlichem Gebrauch; Küche und Speisezimmer waren anscheinend vereinigt. Eigentlich klösterlich war vor allem der gemeinsame Schlafsaal mit seinem regelmäßigen Wechsel von kleinen Fenstern und Wandschränken sowie den großen Maßwerkfenstern in beiden Giebeln. Bemerkenswert ist auch die Vereinigung eines besonderen Schulgebäudes mit dem Kloster.

Bedeutender in der Anlage als Lindow waren die beiden unmittelbar an der Stadtmauer gelegenen Bettelmönchsklöster des Kreises, das der Dominikaner zu Neuruppin und das der Franziskaner zu Gransee. Beide umschlossen in der üblichen Weise mittels dreier Flügelbauten den Kreuzgang, der bei beiden auf die Seite des benachbarten Sees gelegt wurde und so einmal auf die Nord-, das andere Mal auf die Südseite der Kirche kam. Bei dem Granseer Konventbau fällt auf, wie wenig die drei gleichgroßen quadratischen Erdgeschoßräume ihre verschiedenen Zwecke zum Ausdruck bringen. Selbst der Kapitelsaal ist nur an der kellerartigen Einrichtung einer Fußbodenheizung erkennbar.

Befestigung. Eine stark befestigte Stadt war im Mittelalter Gransee, dessen Ringmauer mit ihren zahlreichen Weichhäusern überdies durch verhältnismäßig ausgezeichnete Erhaltung für das Studium von besonderem Werte ist. Gegenüber der Feldsteinmauer in Rheinsberg ist sie, wie alle übrigen des Kreises, im wesentlichen, d. h. unter Ausschluß der Grundmauern, ein Backsteinwerk. Als seltene Eigentümlichkeit erscheint an ihr allein die beiderseitige Böschung. Von Wehrgängen findet sich hier wie auch sonst nirgends eine Spur. Die Form der Weichhäuser ist auch im Kreise Ruppin schwankend, die meisten sind eckig; halbrunde hatte einst die Südwestseite von Neuruppin, zwei vereinzelte aus Feldstein die Mauer von Gransee. Hiernach hat es den Anschein, daß die halbrunde Form die ältere war, wie auch ihre Verwendung an der Ringmauer der Altruppiner Burg zu bestätigen scheint (vgl. S. 275). Vollrunde Türme traten in Neuruppin und (nach Merian zu urteilen) in Gransee zu je zweien auf, jedoch in verschiedener Stellung. Während sie in Gransee beide nahe den Toren standen, finden wir sie in Neuruppin von diesen weit entfernt, einmal als Befestigung der südlichen scharfen Ecke der Stadt, das andere

Mal inmitten der landwärts gewendeten Langseite. Für je einen der beiden bestand noch bis in die Neuzeit in den beiden Städten die Bezeichnung Pulverturm.

Von Toren hat sich nur noch das Neuruppiner zu Gransee erhalten, jedoch ohne den einst vorhandenen Zwinger, der, wie auch der Zwinger des Seetores in Neuruppin, nur noch in Abbildungen festgehalten ist. In beiden Fällen führt die Torfahrt durch den Torturm selbst. Bei dem Ruppiner Tor in Gransee besteht bereits aus mittelalterlicher Zeit seitlich ein Nebentor, vermutlich zur Entlastung für den Tagesverkehr der Wagen. Der Turm hat hier auf der Feldseite noch genügende Reste bewahrt, um daraus die ehemaligen Verteidigungseinrichtungen erkennen zu lassen.

Auch durch ihre Warten zeichnete sich die Befestigung von Gransee vor anderen aus; wir finden außerdem nur noch eine unter dem Namen Kuhburg in Neuruppin. Bei beiden Städten werden auch Landwehren erwähnt.

Die Entstehungszeit der Befestigung ist naturgemäß verschieden, überdies in den einzelnen Fällen sehr unsicher, ihr Beginn fällt indes mit großer Wahrscheinlichkeit überall noch in das 13. Jahrhundert.

Formgebung in Granit und Backstein.

Über die Formgebung der mittelalterlichen Bauwerke sei an dieser Stelle ein kurzer Überblick eingefügt.

Für die älteste Zeit sind nach Maßgabe des Materials zu unterscheiden die Formen des Granitbaues und des Backsteinbaues.

Die Profilierung in Granit beschränkt sich auf Fasen (Sockel) und einfache Abstufung (Portale), sowie schlichte Schrägen an Fenstern. Sobald reichere Formen gewählt wurden, griff man zum Backstein.

Die Formgebung in diesem Baustoff unterscheidet sich nicht wesentlich von der anderer Gegenden. So reiche Ausbildung des Stils wie bei St. Katharinen in Brandenburg kam nirgends zustande, schon weil die wichtigsten kirchlichen Gebäude, die hierbei hauptsächlich in Betracht kommen, großenteils der Frühzeit angehören, ferner aber weil man auch in der Spätzeit häufig zu den einfachen Formen der früheren zurückgreift. Auffallende Schwankungen, im Gegensatz zu der Stetigkeit in anderen Gegenden, zeigen hier die Backsteinformate.

Von den konstruktiven und formalen Einzelheiten kommen in erster Linie die Gewölbe als der am tiefsten in den Organismus eingreifende Konstruktionsteil in Betracht. Die Wirkung dieser Art Deckenbildung auf das Äußere kommt vor allem in den Strebepfeilern zur Geltung, mit denen alle Gewölbekirchen in älterer Zeit versehen waren. Allmählich bildete sich die Vorliebe dafür in dem Grade aus, daß dann auch ungewölbte Kapellen solche mehr zum Schmuck als aus Notwendigkeit erhielten. So z. B. St. Stephan in Wusterhausen in seinem polygonalen Teile. Die spätere Konstruktionsweise mit eingezogenen Strebepfeilern fehlt, mit der einzigen Ausnahme der Siechenhauskapelle in Neuruppin, wo die Widerlager nach außen und innen verteilt sind.

Die ältesten Strebepfeiler sind von geringem Querschnitt, namentlich sehr schmal und einmal oder mehrmals abgestuft. Bezüglich der Form ihrer Endigungen sind

die der Klosterkirche zu Neuruppin besonders beachtenswert; die dort angewendeten kleinen pfeilerartigen Aufsätze, die wir auch an der Dominikanerkirche zu Prenzlau finden, dürfen wir wohl als ein den Ordenskirchen eigentümliches Motiv ansprechen, das vielleicht von der Zisterzienserkirche zu Chorin hierher übertragen ist.

Wie überall herrschen auch hier während der ganzen früh- und hochgotischen Zeit Kreuzgewölbe auf Rippen. Die obengenannte Siechenhauskapelle allein zeigt die später üblichen Netzgewölbe; nur an einem Gebäude, dem Wohnhause Friedrich-Wilhelm-Straße 59 in Gransee, finden wir sie noch in ganz später Zeit, vermutlich um 1600. Rheinsberg liefert das einzige Beispiel einer späten nachträglichen Wölbung in Renaissanceformen. Bei den Dorfkirchen finden sich Gewölbe im allgemeinen nicht, außer hier und da in Turmhäusern (Löwenberg und Rönnebeck) und Sakristeien (Kraatz). Um so beachtenswerter ist die einstige Anlage der Kirche in Dabergotz, wo sich aus den Spuren noch ein Kreuzgewölbe im Chor und vier auf einer Mittelstütze ruhende für das Schiff feststellen lassen. Häufiger waren jedenfalls Holztonnen, doch sind auch von diesen nur in Altruppin noch die Spuren nachweisbar.

Die einfache Dreiecksüberdachung kommt nur in frühgotischer Zeit bei Fenstern kleinster Abmessungen vor. Die weitere Entwicklung bringt neben der Vergrößerung der Fenster auch eine reichere Ausbildung mit sich. Bei der Zweiteilung geht man sofort zu Maßwerkformen über, zunächst zum Kreise, wie in Altruppin, oder dem Drei-, Vier- und Fünfpaß am Kapitelhaus zu Lindow nud zu Gransee, wo schon um 1300 in dem großen Ostfenster eine reiche Maßwerkgliederung in Verbindung mit gebrochenen Spitzbögen erreicht wird. Auch Radfenster begegnen uns in einfacher Form (Sechspaß im Kreise) in Altruppin und in größerem Umfange in der Klosterkirche zu Neuruppin, wo freilich das Maßwerk erneuert ist. Die Gewände übernehmen zunächst aus dem Granitbau den schlichten Fasen (Neuruppin, Klosterkirche); reichere Profilierungen sind überhaupt selten (Wusterhausen) und finden sich erst in späterer Zeit, wo die Maßwerkbildung aufhört und selbst bei drei- und vierteiligen Fenstern der einfachen Wiederholung des Spitzbogens weicht (Gransee und Wusterhausen). Den Schluß der Entwicklung bildet auch hier der Stichbogen, z. B. in der Heiliggeistkapelle in Wusterhausen.

Zeigt sich bei den Fenstern eine fortschreitende Verminderung der Formenmotive, so stellt sich dafür andrerseits eine Bereicherung durch Blendmaßwerk an den Flächen ein. Wir finden es zunächst seit der Wende des 13. Jahrhunderts als Fries unter dem Hauptgesims, ferner zur Belebung der Giebelpfeiler (Gransee), der Stirnseiten der Strebepfeiler (ebenda) und schließlich sogar als begleitende Vertikalfriese neben den Strebepfeilern (Gransee, Westteil). Auch hier wie bei der Grundrißlösung des Chores offenbart sich die enge Verwandtschaft der Granseer Kirche mit der Johanniterkirche zu Werben.

Die Portalbildung bleibt im allgemeinen einfach, nur die Gewändeausschmückung durch Säulchen mit Laubkapitell und die Hinzufügung einer rechteckigen, vorspringenden Umrahmung (Wusterhausen) oder eines steilen Wimpergs (Neuruppin, Klosterkirche) geben den Portalen im Backsteinbau einige Bedeutung.

Die Komposition der Giebel weist von vornherein zwei Arten von Motiven auf. Bei der einen herrscht die große Kreisform wie in Altruppin und, auf die Malerei übertragen, am Konventbau von Kloster Lindow. Bei der anderen finden wir schmale, hohe Spitzbogenblenden in Reihen oder anderer Gruppierung angebracht, in Bechlin und Kränzlin im Feldsteinbau, ferner in Rheinsberg, Gartow, Vielitz und anderwärts in Backstein. Zunächst wurde die ganze Fläche ungeteilt gelassen, später das Giebeldreieck durch eine horizontale Linie in Traufhöhe abgetrennt. Das Bedeutendste an Giebelausbildung finden wir am Chor von Gransee. Die großen, über alle drei Schiffe reichenden Giebel verlangten besondere Versteifungen und führten um 1300 zu einer neuen Art der Ausbildung mit besonderen vortretenden, vierkantigen Pfeilern, die in kurzen Helmspitzen endigten und mit Maßwerkfriesen belebt wurden. Der Giebel von Gransee gehört zu den früheren dieser Art und zeigt im Aufbau noch einige Härten. Von ihm dürfte der Ruppiner Torturm daselbst in gewissem Sinne abhängig sein. Das Motiv der durchgehenden Pfeiler bleibt den Giebeln fortan bis zum Schluß der Gotik, doch werden sie bald zahlreicher, die Blenden zwischen ihnen schlanker (Wulkow, Groß-Woltersdorf und Heiliggeistkapelle in Wusterhausen) und schließlich in Stockwerke geteilt, wie in Buberow und an der Marienkapelle von Wusterhausen sowie am Turm von Herzberg.

Wie lange die gotischen Formen und damit der Backsteinfugenbau in Gebrauch blieben, zeigt in beachtenswerter Weise der erst 1598 errichtete Westteil der Kirche, besonders der Turm, zu Altruppin.

Dachstühle.

Mittelalterliche Dachstühle besitzen die Pfarrkirche von Wusterhausen, die Klosterkirche von Neuruppin und eine Anzahl Dorfkirchen, wie z. B. Lögow und Lichtenberg. Merkwürdig ist das Gefüge der Kirchendachstühle von Buberow und Herzberg, insofern es in seiner altertümlich einfachen Art etwas an den romanischen Dachstuhl der Nikolaikirche in Brandenburg erinnert, wiewohl beide Kirchen erst dem Ende des Mittelalters angehören. Aus dem 16. Jahrhundert stammen die Dachstühle von Walsleben und Wulkow.

Burgen.

Zeit und Umstände der Besiedelung des Kreises erforderten nicht mehr in dem Maße eine Kette von Burgen und festen Schlössern wie in der westlich ihm vorgelagerten und schon in etwas früherer Zeit eroberten Prignitz. Von den wenigen, von denen wir Kenntnis haben, ist kaum eine Spur erhalten, so wenig auf der Halbinsel bei Menz wie in Altruppin und in Rheinsberg. Für die beiden letztgenannten sind wir auf Abbildungen und unzulängliche Planzeichnungen angewiesen. Die bedeutendste war jedenfalls Altruppin, überaus günstig zwischen Wasserflächen gelegen, in ihrer Gesamtform ursprünglich von rundlichem Umriß, wie Wittstock, Goldbeck und andere in der Prignitz. Die Gebäude waren der in altertümlicher Weise mit zahlreichen Rundtürmen besetzten Ringmauer innenwärts angefügt und gruppierten sich um einen engen Mittelhof, aus dem der Bergfried emporragte. Die spätere Erweiterung aus den letzten Zeiten der Ruppiner Grafen trug bereits mehr den Charakter des gewöhnlichen festen Schlosses der Spätzeit mit anscheinend großartigem Pallas und sogar einer besonderen Schloßkirche.

Ein Wohnturm in Garz, der einzige noch annähernd im Kern erhaltene mittelalterliche Rest im Kreise, gestattet infolge der Veränderung der Stockwerke und Überwucherung mit Efeu kein Urteil über seine ursprüngliche Anlage. Auch was von Rheinsberg an alten Abbildungen vorhanden ist, ist zu unzuverlässig und der in dem jetzigen Schlosse verbaute ältere Rest zu unzulänglich, um ein klares Bild von seiner einstigen Erscheinung zu geben.

Schlösser. Aus der Renaissancezeit sind Schlösser nicht erhalten. Reichen Ersatz für diesen Mangel gewährt uns die Barockzeit, an erster Stelle das als Residenz Rheinsberg. eines kunstbegeisterten jungen Fürsten errichtete und ausgestattete Schloß Rheinsberg, das noch heute mit dem vollen Zauber einer landschaftlich schönen Lage wirkt und nur im Innern verlassen und zum Teil durch spätere Anbauten verändert, von seinem idyllischen Liebreiz verloren hat. Geschaffen als fürstliches Wohnhaus und gefälliger Landsitz, mußte es sich doch durch die teilweise Beibehaltung älterer Reste des mittelalterlichen Schlosses von der damals üblichen Erscheinung eines Fürstensitzes stark entfernen, erhielt aber gerade dadurch einen ihm eigenen Reiz, der freilich erst durch die Kunst des Architekten zur vollen Geltung gebracht wurde. Diese zeigt sich hauptsächlich in der Schaffung eines Gegenstückes zu dem beibehaltenen Rundturm und der Verbindung beider durch eine Kolonnade aus jonischen Säulenpaaren. So entstand ein im Gegensatz zum französischen Cour d'honneur gegen die Stadt völlig abgeschlossener Innenhof.

Wirksamkeit Knobelsdorffs. In Knobelsdorff, dem Schöpfer dieses Bauwerks, tritt uns zum erstenmal eine Künstlerpersönlichkeit entgegen, die für die Mark von hervorragender Bedeutung gewesen ist. Der Vorwurf des Dilettantismus, der gegen seine Kunst zuweilen erhoben wurde, darf gerade im Hinblick auf die Sicherheit, mit welcher er die ungewöhnliche Aufgabe in Rheinsberg löste, als unbegründet bezeichnet werden. Als Schüler Pesnes widmete er sich anfänglich der Porträt- und Landschaftsmalerei. Vielleicht schon gleichzeitig, nämlich wenn man (Nikolai zufolge) ihn auch als Schüler von Kemmeter und Wangenheim ansehen darf, jedenfalls aber infolge der Anregungen, die ihm durch die frühesten baulichen Unternehmungen des Kronprinzen zu Neuruppin und Rheinsberg zuteil wurden, griff er auf das Gebiet der Architektur über und holte durch eifriges Zeichnen und Studieren das nach, was ihm von ihrem Formenkreise noch unbekannt geblieben war und, wie die Säulenordnungen, ein besonders eingehendes Studium erforderte. Inwieweit die Reise, die er im Auftrage Friedrichs in den Jahren 1736—37 nach Italien unternahm, auf sein Rheinsberger Schaffen eingewirkt hat, läßt sich im einzelnen nicht nachweisen. In seinem Innersten eine kerndeutsche Natur, die, wenn auch äußerlich rauh, sich doch auf künstlerischem Gebiete auf das Liebenswürdigste äußerte, wurde er jedenfalls im allgemeinen weniger von dem schwülstigen Gepränge des italienischen Barock angezogen, als von dem graziösen Pariser Rokoko. Daneben finden wir aber namentlich bei seinen späteren Werken, wie bei der damaligen Außenarchitektur überhaupt, einen Zug zur Vereinfachung und Veredelung, der an Palladio anknüpfte und schließlich im Klassizismus zum Durchbruch kam. Knobelsdorffs (anscheinend aus Taschenbüchern zusammengestellte) Skizzenbücher im Hohen-

zollernmuseum werfen manches Streiflicht auf diesen Entwicklungsgang. Sie zeigen, wie er durch Skizzieren der verschiedensten, zuerst allerdings noch vorherrschend figürlichen und landschaftlichen Motive, dann auch von Architekturen (von italienischen u. a. die Dogana in Rom und die Bibliothek in Venedig) zur völligen Beherrschung des Formenkreises seiner Zeit und künstlerischen Darstellung seiner Gedanken vorschritt. Nur anfänglich, in einzelnen schweren Barockformen, hat er noch mit der Richtigkeit des Konturs zu kämpfen, bald aber schwingt er sich zu vollendeter Grazie der Linie und äußerst fein empfundener zeichnerischer Wiedergabe des Erdachten oder Gesehenen auf. So wird er auch dem reizvollen Linienspiel des damals in Deutschland sich ausbreitenden Rokoko völlig gerecht, ja seine schmiegsame Hand gibt mit bewundernswürdiger Feinfühligkeit jede leise Schwingung der Form, jeden leichten Drucker in den Schattenpartien wieder, so daß sich seine zarten Konturen stellenweise in pikant hingeworfene Punktreihen auflösen.

Knobelsdorffs Rheinsberger Leistung war seine erste Tat zur Erfüllung der Aufgabe, die glanzvolle französische Architektur in deutschem Empfinden angepaßter Form nach der Mark zu verpflanzen. Sie ist ihm bereits hier durchaus gelungen. Gewisse Lieblingsmotive seiner späteren Bauten in Charlottenburg, Potsdam und Berlin sind schon angeschlagen oder vorbereitet. So die freie Säulenstellung, die sich in reizvollen malerischen Umrissen gegen die Luft abhebt. Besonders auf malerische Wirkung ging Knobelsdorff auch aus bei der Ausbildung der schrägen Fensterleibungen im Mittelrisalit des Ostflügels, die wir im Hofe des Potsdamer Stadtschlosses dann zu perspektivischen Täuschungen weitergebildet finden. Der Vorliebe der Zeit sowohl wie dieser Veranlagung für das Malerische entsprach die Ausstattung des Parkes mit dekorativ wirkenden Kleinarchitekturen, wie Vasen, Standbildern, dem Salon und dem schönen säulengeschmückten Portal. Als Gartenarchitekt hatte Knobelsdorff, der spätere Schöpfer des Berliner Tiergartens, sich schon im Amaltheagarten Friedrichs in Neuruppin betätigt, wo der sogenannte Tempel in seiner Urform auf ihn zurückgeht. In Rheinsberg scheint er im wesentlichen den französischen Gartenstil zum Vorbild genommen zu haben.

Andere Schlösser.

Übergehen wir die bescheiden angelegten und erst in neuerer Zeit zu stattlicheren Bauwerken umgestalteten Herrenhäuser von Hoppenrade, Metzelthin und Wustrau, so sind von Schlössern des Barock und der unmittelbar anschließenden Zeit nur noch die Massivbauten von Meseberg (1738), Zernikow (1746), Löwenberg, sowie die späteren von Brunn und Dessow erwähnenswert. Alle sind schlichte Putzbauten; durch monumentalere Auffassung ragen unter ihnen Meseberg und Dessow mit den wuchtigen toskanischen Dreiviertelsäulen im Mittelrisalit hervor. Bescheidene Ausführungen aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind Lögow und Lüchfeld, sowie der Umbau von Hoppenrade. Schloßartigen Charakter zeigt auch das Friedrich-Wilhelms-Gestüt in Neustadt, ein Putzbau von 1788.

Von Nebengebäuden bei den genannten Schlössern sind außer den einfachen Kavalierhäusern in Rheinsberg und Wustrau die Gartenhäuschen in Spiegelberg bei Neustadt und Meseberg zu nennen.

Als besondere Gruppe unter den Gutshäusern treten uns eine Anzahl einfacher Fachwerkgebäude vom Ende des 17. und aus dem 18. Jahrhundert entgegen. Das älteste von ihnen ist das Zickersche in Plänitz, mit dem das stark veränderte Rohrsche Haus in Wustrau etwa gleichzeitig sein dürfte.

Öffentliche Gebäude.

Mittelalterliche Rathäuser sind im Kreise nicht mehr erhalten. Auch das spätere, nach dem Brande von 1787 entstandene Rathaus in Neuruppin liegt nur noch in Zeichnungen vor. Beachtenswert ist hier das zähe Festhalten an den alten Einrichtungen, wie Scharren, Wagebude und Ratskeller.

Das einzige sonst noch erwähnenswerte öffentliche Gebäude ist das um die Wende des 18. Jahrhunderts errichtete Gymnasium von Neuruppin.

Bürgerhäuser.

Das älteste Bürgerhaus des Kreises ist unzweifelhaft das Eckhaus Friedrich-Wilhelm-Straße 65 in Gransee, obschon seine noch wohlerhaltenen Stern- und Netzgewölbe, ja überhaupt sein noch mittelalterlichen Charakter tragender massiver Teil vielleicht erst der Wende des 16. Jahrhunderts angehören. Renaissancebauten fehlen auch in dieser Gattung vollständig. Das durch Überlieferung dem Anfang des 18. Jahrhunderts zugewiesene Eckhaus Friedrich-Wilhelm-Straße 59 zu Gransee mit seinen zarten Lisenen, seinem dem Muschelstil nahekommenden Ornament und den abgerundeten Ecken der Fenster dürfte doch in dieser Form erst den achtziger Jahren des Jahrhunderts zuzuschreiben sein. Erst für diese Zeit werden die Beispiele von Bürgerhäusern etwas zahlreicher, namentlich durch den Wiederaufbau von Neuruppin. Die Mehrzahl von ihnen fällt, wie wir wissen, in die Zeit um 1790 und spiegelt den Übergang des späten Barock zu den neuen, etwas gesuchten und nüchternen Motiven der Empirezeit wieder.

Bauernhäuser.

Der Typus der Bauernhäuser mit ihren Nebengebäuden schließt sich an die fränkische Hofanlage an und ist am ausgiebigsten wohl in der Gegend von Herzberg und Werder vertreten. Hier und da begegnen wir noch Torhäusern und aus Bohlen hergestellten Bogenpforten mit gerader oder geschweifter Verdachung, so namentlich in Sieversdorf. Gasthäuser mit Laubenunterfahrt sind noch in Plänitz und Rüthnik erhalten. Pferdekopfartige Verzierungen an den Stirnbrettern der Giebel sind sehr selten; einige finden sich noch in Buskow und Herzberg. Nicht unerwähnt bleibe die eigenartige Konstruktion der Scheune des Gutshofes von Segeletz mit ihren mehrfach gebrochenen, weit überstehenden Satteldächern und großen Fledermausluken.

Ausstattung der Kirchen.

Altäre.

Unter den wertvolleren Altären des Kreises steht an erster Stelle das steinerne Retabulum der Dominikanerkirche zu Neuruppin, jedenfalls das bedeutendste seiner Art in Ruppin und den westlich benachbarten Kreisen, so namentlich das einzige mit zwei Figurenreihen übereinander. Von einer architektonischen Umrahmung oder einem höheren Aufbau über den friesartigen Darstellungen ist nichts erhalten, vielmehr muß man aus diesem Beispiel wie aus den in Havelberg und Brandenburg erhaltenen einfacheren schließen, daß der steinerne Altaraufsatz in dieser Zeit noch die vollständig geschlossene Rechteckform bewahrt hat. Ob die hinter dem Altar inmitten der Ostwand

angebrachte, in altertümlicher Weise geschlossene Wandschrankniſche etwa als Reliquienschrein mit dem einer Predella entbehrenden Altar in Verbindung zu bringen ist, muß dahingestellt bleiben, weil die Wiederherstellungen der Kirche die dafür etwa brauchbaren Anhalte verwischt haben.

Von gotischen Flügelaltären sind zwei hervorragende Stücke bemerkenswert, nämlich der geschnitzte in Wustrau und der gemalte in Gransee (vgl. S. LXI). Eine Übergangsform vom geschnitzten zum gemalten, wo die Tiefe des Schreins dem verminderten Relief der Figuren entsprechend eingeschränkt ist, finden wir in dem kleinen Altarrest in Guten-Germendorf. Der Altar von Strubensee verbindet die Form des Flügelaltars bereits mit einem festen Altarwandaufbau aus Holz; nach den Formen zu urteilen, vollzog sich diese Entwicklung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Gegen 1600 überwiegt dann der architektonische Aufbau als Umrahmung von einzelnen, kleineren Gemälden, wie in Ganzer und bei dem nachträglich mit der Kanzel vereinigten Altar von Walsleben. Wiewohl in den Füllungen noch mit geschnitzten figürlichen Darstellungen ausgestattet, vertritt der Rheinsberger Altar bereits den völlig reifen Spätrenaissancetypus, bei dem die Architektur mit ihren Säulen und Gebälk überwiegt. Bemerkenswert ist an ihm wie auch bei dem Sonnenberger die Ausbildung der seitlichen Mensanischen, die von kleinen Säulchen eingeschlossen werden. Mit ihm verschwindet das plastische Figurenwerk aus dem Altaraufbau. Wo es sich weiter noch findet, ist es von früheren gotischen Resten übernommen, wie beim Hauptaltar der Pfarrkirche von Gransee. Die einfachste Anordnung des Barockaltars finden wir in Stöffin.

Kanzelaltäre.

Weitaus vorherrschend ist aber im Barock und in der ganzen späteren Zeit die innige Verbindung des Altars mit der Kanzel, so z. B. bei den Altären von Bechlin, Hoppenrade, Manker und Altruppin, von denen der zu Hoppenrade als besonderes Prunkstück überschwenglichsten Barocks mit reichem figürlichen Schmuck hervorzuheben ist. Die Kanzelwand zu Küdow zeigt uns die auch sonst öfter vorkommende Anordnung von zwei Türen neben dem Altar, die zum Sakristeiraum und der Kanzeltreppe führen. Noch weiter geht die Vereinigung in der Pfarrkirche zu Neustadt, wo auch noch die Orgel mit Kanzelwand und Altar in durchaus befriedigender Weise zu einer Gruppe vereinigt ist; weitaus ungünstiger wirkt die starke Zusammendrängung der drei Haupteinrichtungsstücke in der schon dem Anfang des 19. Jahrhunderts angehörigen Neuruppiner Pfarrkirche.

Ganz das Gegenteil von dieser Häufung stellen die ganz schlichten, für sich allein stehenden Mensen von Baumgarten, Braunsberg usw. dar, die wohl unter dem Einfluß der reformierten Kircheneinrichtung entstanden sind.

Von den nicht eben seltenen Renaissancekanzeln sei die zu Wusterhausen, im Jahre 1610 von Jürgen Fischer gefertigte, als besonders stattlicher Aufbau hervorgehoben. Die ansprechendste Form barocker Gestaltung sehen wir in der Kanzel in Guten-Germendorf (1697); an ihrem Schalldeckel und der Bekrönung der Treppentür blüht noch der Knorpelstil, während die Kufe mit ihren schweren gekröpften Füllungen und den vollsaftig gewundenen Säulen an die damals zur Herrschaft ge-

langende niederdeutsche Möbelkunst, besonders an die großen Dielenschränke erinnert. Charakteristisch für die späte Barockzeit ist auch die Ausgestaltung der Kanzel zu Lindow.

Taufen. Neben zahlreichen hölzernen Taufen verschiedener Form, wie zu Langen in barocker Tischform, zu Strubensee in kanzelartiger Form und zu Linow in Balusterform, finden sich nur sehr wenige aus Stein, wie die von Plänitz und Walsleben (1582) und die mit Akanthus und Engelköpfen reich geschmückte von 1712 zu Wusterhausen. Auch gebrannter Ton kommt bereits um 1600 vor (Rheinsberg).

Orgeln. Beachtenswerte Orgelprospekte sind in Wusterhausen und Gransee in barocker, in Rheinsberg und Altruppin in Rokokoausbildung erhalten.

Emporen. Schöne Emporenbrüstungen enthält die Kirche von Wusterhausen, unter denen namentlich die der Orgelempore durch ihren feinen zierlichen Frührenaissancecharakter hervorsticht, während die anderen in Spätrenaissance ausgebildet und in der auch sonst vorkommenden Art mit Reihen von Bildern aus der biblischen Geschichte geschmückt sind.

Chorgestühle. Von zwei Chorgestühlen, die im Kreise anzuführen sind, ist das ältere und insofern kunstgeschichtlich bedeutsamere der Dominikanerkirche zu Neuruppin leider nur noch in Abbildung erhalten. Es bildet eine wertvolle Ergänzung zu den wichtigen Gestühlen des Havelberger und des Brandenburger Domes (vgl. Teil „Westprignitz", S. 80 f. und „Stadt und Dom Brandenburg", S. 283 ff.). Nach der in den östlichen Ländern vorherrschenden Art waren auch bei dem Neuruppiner Gestühl die halbhohen Seitenwangen völlig geschlossen und nur durch eine groß geschwungene Umrißlinie in eine malerisch wirkende Form gebracht. Das Gestühl von Wusterhausen (um 1470), mit seinen flott geschnitzten Köpfen und Standfiguren, zeigt ebenfalls eine fast geschlossene hohe Bretterwange, die nur an ihrem oberen Ende in durchbrochene Architektur aufgelöst ist.

Aus nachmittelalterlicher Zeit finden sich schöne Gestühlausbildungen namentlich in Guten-Germendorf, und zwar in zwei verschiedenen Arten, nämlich in Frührenaissance und in niederdeutschem Barock, von 1693. Den einfachen und häufigen Typus von Renaissancegestühl zeigt der Pastorenstuhl in Wusterhausen. Geschnitzte oder auch nur ausgeschweifte Bankwangen sind sehr selten; einiges derart findet sich in Wusterhausen; das Gemeindegestühl in Gransee zeigt die in der Hamburger Gegend so beliebten schmiedeeisernen Aufsätze für Kerzen und Hüte.

Glocken. Kleine mittelalterliche Glocken in Zuckerhutform ohne Inschrift und Verzierung finden sich auch in diesem Kreise in größerer Zahl, z. B. in Bechlin, Läsikow und Werder, ebenso größere von der ältesten Art, nur mit schlichten Bändern am Halse, z. B. in Dierberg und Gottberg. Unter den Glocken mit Inschriften gehört die mittlere von Wuthenow mit einer unverständlichen Buchstabenfolge in Unzialschrift (darunter einige fremdartigen Charakters) wohl noch dem 13. Jahrhundert an. Wenig später dürfte auch die mittlere, nach Form und Inschrift altertümliche Glocke von Kraatz anzusetzen sein. Die schöne Majuskelinschrift der großen Glocke zu Karwe ist noch in den Mantel geritzt, während die der Glocke von Radensleben zumteil schon auf das Hemd aufgelegt ist. Gemischtes Verfahren an

ein und derselben Glocke finden wir in Nackel. Das Auflegen der Buchstaben bleibt fortan herrschend. Aus dem 14. bis 15. Jahrhundert sind zahlreiche Glocken erhalten, die sich durch reichen Schmuck von Rundschilden mit figürlichen Darstellungen auszeichnen, so in Läsikow, Lüchfeld, Plänitz, Schönberg, Segeletz, Manker, Nietwerder, Radensleben und Altruppin; außer Szenen aus dem Leben Christi finden sich darin ein Bischofskopf in Protzen, Ecclesia militans (?) in Manker, eine profane Krönung in Altruppin, ferner Fabelwesen, wie Drachen in Lüchfeld, Chimären in Altruppin, außerdem Rosetten. Von den älteren Inschriften seien die von Kraatz (. . . te solum deum confiteor), von Karwe und Radensleben (Consolor viva, fleo mortua, pello nociva) erwähnt; auffällig ist bei der in Radensleben die Anführung des heiligen Dionysius. *A* und *Ω* findet sich als besonderer Schmuck des langen Feldes in Karwe, A allein in Stöffin, J. S. (Jesus) in Vielitz. In späterer Zeit, noch bis ins 16. Jahrhundert, sind o rex gloriae und ave maria usw. überaus häufig. Pilgerzeichen kommen in Barsikow, Manker, Molchow (das Wilsnacker), Karwe und Schönberg vor. Auch in diesem Kreise finden wir gotische Minuskeln noch bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts (1564).

Die datierten Glocken reihen sich wie folgt aneinander:

Dreetz und Kampehl	1472	Lögow	1553
Wildberg und Protzen	1476	Buberow	1557
Guten-Germendorf	1483	Altruppin	1564
Dollgow	1490	Gottberg	1570
Kraatz	1499	Dabergotz	1575
Seebeck	1509	Meseberg	1576
Grieben	1510	Wusterhausen	1583
Dierberg und Barsikow . . .	1513	Buskow	1586
Molchow	1522	Radensleben	1587
Läsikow	1527	Leddin	1592
Lüchfeld	1532	usw.	

Wegen der Gießernamen siehe das Verzeichnis S. 423. Das Gießerzeichen von Dreetz findet sich auch in Studenitz, Rohlsdorf und Goldbeck (Ostprignitz).

Ausstattung der weltlichen Gebäude.

Türen.

Die abgebildeten Beispiele von Haustüren aus Gransee, Neuruppin und Wusterhausen zeigen, daß nur die Spätzeit vom 18. Jahrhundert an noch vertreten ist. Ihr müssen auch die noch mehrfach vorkommenden gedoppelten Haustüren mit schrägem parkettartigem Gefüge der Ansichtsseite zugeschrieben werden. Die Anordnung ist stets derartig, daß innerhalb der Maueröffnung durch einen Kämpfer ein Oberlicht abgetrennt ist. Gerade das diese Teilung bewirkende, meist geschweifte Gesims ist für den Stilcharakter in erster Linie bezeichnend und namentlich im Barock und Rokoko von kräftiger Profilierung. Über die Füllungen erstreckt sich in dieser Zeit reicher plastischer Schmuck. Bis zur nüchternen schematischen Anwendung geometrischer

Formen sinkt die Formgebung um 1800 herab, wo das freie Ornament der Füllungen zu feiner kannellurenartiger Riffelung vereinfacht wird.

Innere Türen aus der Spätrenaissance sind durch ihre Verwendung im Rohrschen Hause zu Wustrau in größerer Zahl erhalten. Es ist eine Schreinerarchitektur, wie wir sie ähnlich in Schloß Demerthin in der Prignitz und in reicherer Ausführung mit etwas niederländischer Färbung auf der Plattenburg fanden. In weitem Zeitabstand treten uns dann prächtige Stücke der Gattung in Rheinsberg entgegen, wo sie einheitlich mit der ganzen Dekoration der Räume gehalten sind (s. u.).

Treppen. Ein Teil des inneren Ausbaus des bürgerlichen Wohnhauses, nämlich die Treppe, hat bei dem Wiederaufbau Neuruppins nach dem Brande z. T. eine recht ansprechende Ausbildung erfahren. Die Treppengeländer zumal bilden mit der behäbigen Wucht ihrer Anfänger eine willkommene Zierde der sonst sehr einfach angelegten Hausflure.

Kamine. Ein paar ältere Kamine mit Marmorpfosten und Stuckverzierung im Barockcharakter enthält das Schloß Hoppenrade. Sie werden an Reichtum und Zierlichkeit der Formen von denen zu Rheinsberg weit übertroffen, mit Ausnahme einer kleinen Zahl daselbst, die durch ihre einfachen schweren Formen sich der früheren Zeit anschließen, während in den übrigen die Feinheit des Rokoko und seiner Abwandlungen herrscht.

Öfen mit eisernen Kästen sind vollständig nicht mehr erhalten, vielmehr nur einzelne Eisenplatten davon, so eine größere von 1643 mit reicher figürlicher Verzierung in Meseberg, zwei von 1737 mit reizvoll entworfenem französischem Dekor in der Mühle zu Wusterhausen und eine mit Wappenkartusche in Spiegelberg bei Neustadt. Wie aus dem Eisenkasten der älteren Kachelöfen sich unmittelbar der vollständige Eisenofen entwickelte, zeigt die äußerst graziöse Ausbildung eines solchen in Zernickow. Reine Kachelöfen finden sich verhältnismäßig wenige, so einer in Zernikkow aus der Spätzeit des 18. Jahrhunderts und einige vom Beginn des 19. Jahrhunderts in Hoppenrade. Jener hat noch die alte eckige Grundform und nur im Aufsatz mit seiner Bogennische und der freigeschwungenen Endigung prägt sich neben dem Ornament der Stilcharakter aus; diese gehen von dem Grundgedanken aus, durch den Ofen etwas vorzustellen, sei es nun einen Säulenstumpf auf Postament oder eine urnenbekrönte Pyramide.

Wände und Decken. Das Glanzvollste und Schönste an innerer Ausstattung, was der Kreis bietet, findet sich in Rheinsberg. Hier fand Knobelsdorff das eigentliche Gebiet zur Entfaltung seiner hervorragenden Talente und schuf in Verbindung mit seinem Lehrer Pesne und einer Schar von Bildhauern, Stuckateuren, Malern und Vergoldern einige ausgezeichnete Dekorationen. Leider ist nur wenig davon erhalten; als sein eigenstes Werk können wir nur noch die Ausschmückung des gemeinsamen mit reicher Vergoldung ausgestatteten Vorzimmers des Südflügels, des kreisförmigen Arbeitszimmers des Kronprinzen und des Konzertsaals im Nordflügel ansehen. Er zeigt sich hier nicht nur als ein begabter Schüler der Franzosen, sondern fügt auch aus seinem eigensten, echt deutschen Wesen mancherlei, u. a. die bewegtere Linienführung und mehr

naturalistische vegetabilische Motive hinzu, als sie dem Rokoko damals im allgemeinen schon eigen waren.

Die wachsende Neigung der Zeit für das Naive und Natürliche führte dann später zu einer Vorliebe für die enger an die Naturformen anschließenden chinesischen und japanischen Dekorationen. Auch in Rheinsberg kam dergleichen in einigen Zimmern aus der Zeit des Prinzen Heinrich zustande. Der gleichen späteren Zeit gehört dann auch die Wanddekoration im Schlafzimmer des Prinzen mit seinen an Raffael und in zweiter Linie an pompejanische Wandmalerei erinnernden Ornamenten an. Einige Zimmer der späteren Eckbauten reichen durch ihren einfachen Ornamentschmuck der Decken und ihre Wandtapeten bereits in die klassizistische und Empirezeit hinein.

Aus dem 19. Jahrhundert ist eine Zimmereinrichtung in Radensleben bemerkenswert, die von Schinkel entworfen sein soll.

Kunstgewerbe.

Goldschmiedearbeiten.

Ziemlich reichhaltig ist die aus dem Kreise zu gewinnende Sammlung von Kelchen. Der Zeit nach sowohl wie durch seinen kunstgeschichtlichen Wert steht an der Spitze ein frühgotischer Kelchfuß zu Wusterhausen. Für seinen Stilcharakter sind besonders bezeichnend das naturalistische Blattwerk mit den z. T. in Perlenreihen aufgelösten Mittelrippen, das Schnurmotiv der Medaillonumrahmung, die kleinen Vierpaßdurchbrechungen des flachen Fußrandes und die Chimären am sechsseitigen Schafte. Der Knauf hat noch nicht die pikante Modellierung der Hochgotik, sondern eine ans Romanische erinnernde flache Wulstform; die in jener so kräftig vorspringenden Rautenzapfen sind nur erst angedeutet durch quadratische flache Auflagen auf breiteren, weich abgestuften Kreiszapfen. Beachtenswert ist auch der weite Abstand des Knaufes von der Kuppa, die ihrerseits freilich nicht gleichzeitig mit dem Fuße, sondern erst in die Renaissancezeit zu setzen ist. Außer diesem hervorragend schönen Torso ist die Frühgotik noch durch einen kleinen Kelch in Neuruppin von äußerst charakteristischen Verhältnissen und Umrissen vertreten; besonders beachtenswert sind daran neben der reichen plastischen Verzierung des runden Fußes die Größe und äußerst kräftige Modellierung des Knaufes sowie die Kürze des Schaftteiles zwischen ihm und der Kuppa.

In Neuruppin, Bechlin, Kränzlin, Manker und anderen Orten finden sich dann verschiedene Typen der Hoch- und Spätgotik, die den allgemeinen Wandel der Formen gut erläutern, indem sie u. a. erkennen lassen, wie der Fuß aus der Kreisform zum Sechspaß übergeht, der Schaft sechseckig wird, die Zapfen des Nodus immer stärker hervorspringen und die für den Alleingebrauch des Priesters eingerichtete Kuppa klein wird, sowie straffen Kontur erhält, schließlich aber im 16. Jahrhundert wieder vollere und bewegtere Formen annimmt. Diesem Schluß der Entwicklung gehören auch die schönen Kelche zu Neuruppin und Bechlin mit ihrer paßförmigen, ausgebuckelten Kuppa an. Eigenartig und selten ist die sechseckige Scheibenform des Nodus am kleinen Kelche von Manker aus spätest-gotischer

Zeit, während die Kuppa durch ihren äußerst straffen, fast dreieckigen Kontur und eine besonders weit ausgespannte Öffnung ausgezeichnet ist. Ganz entgegengesetzt ist die reiche zierliche Ausbildung des Knaufes an den Kelchen von Kränzlin, Neuruppin (Nr. 7) und dem größeren zu Manker, wo plastische Rosen sich mit den Zapfen dazwischen zu einem Kranze zusammenfügen.

Reichere Spätrenaissancekelche kommen u. a. in Neuruppin, Wusterhausen und Gartow vor. Die Formen werden hier wieder kreisförmig, zuletzt sogar auch der Schaft (siehe Tafel 14). An Schmuckmotiven sind in dieser Zeit besonders Engelsköpfe und Fruchtstücke beliebt. Auf der technischen Herstellung beruht eine Gattung von Kelchen, bei der in den reich und durchbrochen verzierten halbhohen Becher aus Gelbguß eine besondere silberne Kuppa eingesetzt wurde. Dieser Art ist der noch fast gotische Grundformen aufweisende Kelch zu Altruppin, dessen Fuß- und Kuppabecher mit etwas wild verschlungenem Linienwerk von barocker Stilrichtung überzogen sind. Von gleicher technischer Herstellungsart, aber reicher plastischer Formgebung sind auch die Spätrenaissancekelche von Brunn und Groß-Mutz.

Die Kelche des 18. und 19. Jahrhunderts sind fast durchgehends glatt und einfach gehalten; allen gemeinsam ist eine besonders umfangreiche, meist bauchig ausgeschwungene Kuppa.

Taufschüsseln. Von anderen Werken der Goldschmiedekunst ist vor allem das eigenartige, 1476 datierte silberne Kruzifix von Neuruppin zu nennen, dessen magerer Fuß und baumstammartig ausgebildetes Kreuz für die späte Gotik ebenso bezeichnend sind wie die hageren sehnigen Körperformen und das feingefältelte Lendentuch der Christusfigur. Mittelalterlich sind auch die Patene zu Wusterhausen mit ihren figürlichen Gravierungen und das schlichte Ziborium von Lindow; andere Ziborien, z. T. unvollständig erhalten, finden sich in Wulkow und Gransee. Ein prächtiges Stück der Spätrenaissance des 17. Jahrhunderts ist die humpenförmige Kanne zu Neuruppin mit reichem getriebenen Schmuck figürlicher und pflanzlicher Art.

Von Gegenständen aus unedlem Metall seien, abgesehen von einer aus Messing gegossenen Monstranz in Walsleben, zunächst die messinggetriebenen Taufschüsseln erwähnt, die auch hier in größerer Zahl auftreten. Anscheinend ältere Stücke sind die beiden zu Neuruppin und die zu Lindow. Als Motive der Darstellung im Grunde treten wiederholt auf der Sündenfall und die Verkündigung, vereinzelt ein Agnus dei, der heilige Georg, ein Pelikan, ein Doppeladler, eine gebuckelte Rosette aus Granatäpfeln und ein sechszackiger Stern, am Rande Weinlaubranken, laufende Hirsche und mandelförmige Buckelreihen. Die Darstellungen im Grunde sind in mehreren Fällen umgeben von den oft besprochenen dekorativen Inschriften; bei der großen Neuruppiner Schüssel wiederholt sich das eine, vielleicht „Glücke" bedeutende Wort in zwei verschieden großen Buchstaben. Eine andere deutungsfähige Inschrift enthält die Schüssel von Barsikow: GJ . SEAL . REKOR . DE . M(J?) = ihr sollt euch meiner erinnern. Die Lesung der Inschrift auf dem Lindower Becken: EWJSHN (?) BJRAJ (?) steht noch aus. Die Wunschformeln in den obigen Inschriften erklären sich zwanglos aus der Verwendung der Schüsseln als Geschenke.

Unter den mehrfach, z. B. in Kraatz, Herzberg, Dreetz, Radensleben und Gransee vertretenen gotischen Standleuchtern aus Bronze sind die weitaus hervorragendsten die beiden fast 2 m hohen zu Altruppin. Da sie paarig auftreten, sind sie nicht als Osterleuchter, sondern als Altarleuchter älterer Art, nämlich für die Stufen des Altares bestimmt, zu denken. Ihre Größe sowohl wie die höchst urwüchsige Ornamentik darf uns indessen nicht verleiten, ihre Entstehung über das 14. Jahrhundert hinaufzurücken. Die Formen der späteren Leuchter von sehr mannigfaltiger Ausbildung und wechselnden Metallarten, unter denen Zinn vorherrscht, sind durch die Abbildungen genügend veranschaulicht; die anziehendsten gehören erst dem 18. Jahrhundert an, wie die zu Dierberg (1743) und Rönnebeck (1746), während der vierkantige Zinnleuchter von Nackel wohl schon in den Beginn des 19. Jahrhunderts zu setzen ist. Eine freiere Formgebung war bei Ausführung in Holz möglich, wie der geschnitzte Leuchter von 1785 zu Zernickow zeigt. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts herrscht das Eisen, wie bei den Kruzifixen, so auch bei den Leuchtern vor; ein beachtenswertes Paar mit karyatidenartig verwendeten vergoldeten Engeln enthält die Kirche von Wuthenow. Einen prachtvollen hohen Standleuchter aus Goldbronze für profane Verwendung aus der Empirezeit besitzt das Schloß zu Hoppenrade. Standleuchter.

Von den Kronleuchtern gehört die Mehrzahl dem 17. und 18. Jahrhundert an und zeigt die damals übliche Gestaltung mit großer Kugel am unteren Schaftende. Das Reichste dieser Art bildet die Krone in Rheinsberg; hervorzuheben sind auch die zu Manker, Gransee und Wusterhausen. Letztere ist vielleicht die älteste von allen und reicht etwa in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück. Besonders erwähnenswert ist ferner die Judenlampe in Hoppenrade, die für vier Kerzen eingerichtet und am unteren Ende mit acht schiffförmigen Öllampen versehen ist, von denen ablaufend das Tropföl sich in einem angehängten kleinen Schälchen sammelte. Der heimischen Industrie der Nachbarschaft gehören die in Rheinsberg und Meseberg verwendeten Kristallkronleuchter aus der Zechliner Hütte an; beide sind von verwandtem Entwurf, der sich an die Metallkronen der Zeit anschließt, aber die kerzentragenden Arme und besonderen Zierschnörkel raketenartig aus einer Schale aufsteigen läßt. Neu in der Erfindung sind erst die späteren aus Metallreifen gebildeten und reich mit Prismen behängten Kronen, wie die zu Wuthenow aus der Empirezeit. Kronleuchter.

Sehr ansprechende Stücke der Metallkunst sind die dem 18. Jahrhundert angehörigen Wandleuchter mit reich und schön dekorierten Blenden in der Kirche zu Zernickow. Wandleuchter.

Ein ganz vereinzeltes Beispiel eines schönen bronzenen Türklopfers befand sich noch kürzlich an der Tür des Hauses Friedrich-Wilhelm-Straße 59 zu Gransee. Türklopfer.

Das Eisen hat auch in diesem Kreise stellenweise für Beschläge an Türen und Brauttruhen sowie für Gitter verschiedener Art seine Verwendung gefunden. Unter den letztgenannten seien die zierlich entworfenen Brüstungsgitter in den Obergeschoßfenstern des Nordflügels am Rheinsberger Schlosse als besonders anziehende Beispiele hervorgehoben. Sehr selten ist in älterer Zeit die Verwendung des Eisens für Grabkreuze, von denen eines in Lüdersdorf vorliegt. Gußeisen finden wir hauptsächlich Eisenwerk.

an den Heizkästen der älteren Kachelöfen wie in der Mühle zu Wusterhausen; in Spiegelberg bei Neustadt hat sich eine mit schöner Wappenkartusche verzierte Platte der Art erhalten, außerdem in Meseberg eine solche von 1643 in reicher Renaissancearchitektur mit der Darstellung des Pharisäers im Tempel, und allegorischen Figuren

Abb. XVI. Büste des Prinzen Heinrich aus Rheinsberger Fayence im Kunstgewerbemuseum zu Leipzig. (Aus den Keramischen Monatsheften, 1913, Heft 10.)

(s. u. Öfen). Ob einige von ihnen der benachbarten Gießerei von Hohenofen entstammen, ist vorläufig nicht nachweisbar. Die Verwendung des Gußeisens für Denkmäler größeren Umfanges in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie für das Luisendenkmal in Gransee, hängt wohl mit der Errichtung der Kgl. Eisengießerei zu Berlin zusammen.

Keramik. Obwohl der Kreis in Spiegelberg eine eigene Glasfabrik besaß und dicht an seiner Grenze die bedeutende Glashütte von Zechlin lag, sind doch die einheimischen

keramischen Erzeugnisse äußerst spärlich vertreten. Die Zechliner Glaskronleuchter zu Rheinsberg und Meseberg wurden bereits angeführt. Auch von Rheinsberger Porzellanwaren findet sich in Rheinsberg so gut wie nichts mehr; einige Stücke finden sich in dem Museum zu Leipzig (daraus die in Abb. XVI u. XVII wiedergegebenen), Berlin, Hamburg und Schwerin. Wiewohl fremden Ursprungs, sollen doch die blau bemalten Fliesen des kleinen Teehäuschens zu Spiegelberg (s. u. Neustadt) an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben.

Abb. XVII. Schüssel aus Rheinsberger Fayence im Kunstgewerbemuseum zu Leipzig. (Aus den Keramischen Monatsheften, 1913, Heft 8.)

Möbel.

Reichhaltiger als andere Zweige des Kunstgewerbes sind die Möbel vertreten. Unter den auch hier ziemlich häufigen Truhen des 17. oder 18. Jahrhunderts zeichnet sich die Banktruhe von Hoppenrade nicht nur durch ihren erheblich früheren Stilcharakter, sondern auch durch ihre eigenartige Sofaform und ihr reiches Schnitzwerk aus. Kunstgeschichtlich besonders wertvoll ist das Stück auch durch seine Datierung (1681). Alle anderen Truhen haben den üblichen Aufbau aus geneigten Wandungen und gewölbtem Deckel, deren einziger Schmuck der reiche Eisenbeschlag bildet.

Als ein seltenes Ausnahmestück begegnet uns das kleine reichgeschnitzte Schränkchen zu Karwe mit seiner durchaus niederländischen Charakter tragenden labyrinth-

artig gemusterten Füllung. Die ziemlich zahlreich vorhandenen großen Schränke stammen wohl alle aus den Seestädten des norddeutschen Tieflandes, wie Danzig und Hamburg, zum Teil wohl auch aus Friesland. Die sonderlich Danziger polygonale Verkröpfung des Hauptgesimses fehlt allerdings, wie auch das Danziger Wappen selbst. Die durchweg zweiflügeligen Schränke sind in älterer Zeit mit Dreiviertelsäulen, später mit reichverzierten Pilastern besetzt. Auch die verschiedenartigen, von großen einfachen zu zierlicheren und weicheren Formen übergehenden Verkröpfungen der Füllungsprofile sowie die Schablonierung des Hauptgesimses und die Beschlagformen lassen den ziemlich stetigen Wandel vom schweren robusten Barock bis zum leichten schmiegsamen Rokoko verfolgen. Die späteren Erzeugnisse aus der Empirezeit zeigen zwar eine starke Änderung aber keine Verbesserung des Geschmacks, wie ein Vergleich zwischen dem mit Intarsien versehenen Schrank von Hoppenrade und dem älteren von Plänitz lehrt.

Auch Kommoden, namentlich von späteren geschweiften Formen, sowie Standuhren, kommen mehrfach vor, so in Plänitz und Hoppenrade.

Die gewöhnliche Art der Bretterstühle ist verhältnismäßig selten; dafür besitzt aber Neuruppin in der Sammlung des Stadtrats Bergemann ein höchst seltenes und schönes Stück mit Seitenlehnen von 1583, dem hundertjährigen Geburtsjahre Luthers, daher wohl „Lutherstuhl" genannt. Zwei andere datierte sind in Nietwerder (1686) und Wusterhausen (1678).

Beachtenswerte Lesepulte für kirchliche Zwecke finden sich zu Hoppenrade und Neustadt.

Als kirchliches Kleingerät seien hier ferner angeschlossen drei an Kanzeln befestigte Sanduhren zu Bechlin, Hoppenrade und Meseberg, sowie die beiden barock geschnitzten Sammellöffel zu Gransee.

Bucheinbände. Wertvolle Beispiele von Bucheinbänden, ein älterer des 16. Jahrhunderts in der Kirchenbibliothek zu Wusterhausen und ein neuerer im Rathause von 1711 in Neuruppin, sind in Abbildungen wiedergegeben.

Gewebe. Der einzige, besonders durch seine Seltenheit ausgezeichnete Brokatstoff zu Lindow klingt in der Kompositionsweise zwar stark an gewisse mittelalterliche Entwürfe an, ist indessen wegen seiner Einzelausbildung nicht, wie Seite 133 angegeben, dem 14., sondern frühestens dem 17. Jahrhundert zuzuschreiben. Gepreßte Samte mit Granatapfelmuster aus spätgotischer Zeit sind in Gransee an geistlichen Gewändern vertreten und zum Teil mit reichen Stickereien besetzt.

Plastik.

Steinplastik. Die mittelalterliche Steinplastik hat uns im Chore der Dominikanerkirche zu Neuruppin eine kleine Anzahl von Werken hinterlassen, unter denen sich zwei seltene und an Kunstwert bedeutende befinden. An erster Stelle steht das Retabulum des Hauptaltars mit seinen sechs Hochreliefdarstellungen aus dem Leben Christi. Die zum Teil recht ansprechenden Köpfe, die würdige, von Manier noch freie Haltung der Körper, der ruhige, von Knitterfalten noch nicht durchsetzte Faltenwurf, sind nicht

nur für die Entstehung des Werkes im 14. Jahrhundert bezeichnend, sondern tragen auch zu der eindrucksvollen Schönheit des Ganzen bei und sind geeignet, uns einen recht günstigen Begriff von der norddeutschen Plastik jener Zeit zu geben.

Demnächst ist das bedeutendste Werk die fast vollrund gearbeitete Steinfigur des Bruder Wichmann, des Stifters der Kirche. Der fein und scharf charakterisierte Kopf, das in langen, schlichten Falten herabfließende Gewand, der Krückstock in der Linken, der eigentümlich angepreßte Arm mit dem Brevier in der Hand erscheinen durchaus als Momente individueller Art und das Ergebnis vielmehr eines gesunden Realismus als einer spezifisch-stilistischen Formgebung. In dieser Auffassung erinnert die Figur einigermaßen an die freilich erst der Wende des 14. Jahrhunderts angehörende Sandsteinfigur des Bischofs Wöpelitz im Schiff der Wilsnacker Wallfahrtskirche. Von der dort angewendeten Polychromierung findet sich hier zwar keine Spur, trotzdem darf man sie nach den Gepflogenheiten des Mittelalters auch in diesem Falle als ursprünglich vorhanden annehmen.

Von weit geringerer Bedeutung als dieses seltene Standbild sind die dekorativ gehaltenen, weit späteren und überdies vielfach bis zur Unkenntlichkeit verwitterten kleineren Figurengruppen an den Chorwänden.

Nicht viel zahlreicher sind die Steindenkmäler der Renaissance- und der Barockzeit. Jene ist namentlich durch zwei fast gleichzeitige Epitaphien, zu Rheinsberg und Altruppin, vom Ende des 16. Jahrhunderts, vertreten. Schon ganz frei von gotischen Elementen zeigen sie doch in ihrem architektonischen Aufbau und namentlich in der Durchbildung der Stützen und Gebälke eine naive Unbeholfenheit, die ihre Wirkung mehr durch den Reichtum an Motiven aller Art als durch feine edle Verhältnisse und Profilierungen zu erzielen sucht. Von den im Kreise auffallend seltenen, mit Reliefsfigur geschmückten Grabsteinen ist nur der Klitzingsche in Walsleben von 1586 als tüchtige Arbeit hervorzuheben. Der Zeit nach schließen sich hier an zwei in Alabaster gearbeitete Bruchstücke im Kreismuseum zu Neuruppin, die sowohl durch die flotte Behandlung des Figürlichen wie durch die Knorpelformen im Ornamentalen an die Art Christoph Dehnes (vgl. Bd. Westhavelland S. XLVIII) erinnern.

Die hervorragendsten Denkmäler der Barockkunst sind die zu Ganzer und Wustrau. Jenes, ein typischer Vertreter des flotten, technisch gewandten, aber auch überschwenglichen Barock aus der Schlüterschen Schule, steht vielleicht Glume nicht allzufern; wenigstens erinnert eine der seitlichen sitzenden Figuren stark an die wilden Männer des Rathenower Denkmals des Großen Kurfürsten. Bei alledem muß man das Geschick anerkennen, mit welchem der Aufbau der Wandfläche sich den beiden einschließenden Fensteröffnungen anpaßt. Weit ruhiger, gemessener, zurückhaltender, aber auch steifer ist die Anordnung der Massen und die Linienführung bei dem Zietenschen Grabmal in Wustrau, das uns in eine fünfzig Jahre spätere Zeit versetzt und schon das Herannahen des Klassizismus spüren läßt. Vermutlich gehört die vielleicht nach einer Rohdeschen Skizze ausgeführte Arbeit dem jüngeren Friedrich Elias Meier an, der damals vielfach nach Entwürfen dieses Meisters arbeitete, z. B. an den Figuren für die Spandauer Brücke in Berlin, und bald danach im Jahre 1790 starb.

Ein beachtenswertes Beispiel der Denkmalplastik aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das schöne Halbkreisrelief am Rombergschen Denkmal im Schloßpark zu Brunn, das der Meisterhand Drakes seine Entstehung verdankt.

An dekorativer Gartenplastik findet sich einiges von sehr verschiedenem Werte im Park von Wustrau, im Kreisgarten zu Neuruppin und im Park von Rheinsberg.

Holzplastik. Was an figürlicher Holzplastik noch vorhanden ist, beschränkt sich, wenn wir von Sammlungen absehen, auf die spätgotische Kreuzigungsgruppe in Gransee und eine Anzahl Figuren und Reliefgruppen an Altären. Einen vollständigen Schreinaltar mit plastischen Figuren besitzt die Kirche in Wustrau mit der Verkündigung Mariä als Hauptdarstellung. Der Typus der großköpfigen Gestalten, die außerordentlich zarte spätgotische Laubornamentik lassen das Werk als ein niederdeutsches aus der Zeit um 1500 erkennen. Herrschen hier noch die ruhig gehaltenen Standfiguren durchaus vor, so zeigen dagegen die Reliefs am Hauptaltar zu Gransee recht bewegte Gruppen in flotter, aber stellenweise derber Schnitztechnik. Von den zwei der Frührenaissance angehörigen kleineren Altarwerken im Kreise, zu Rheinsberg und Guten-Germendorf, spricht das erstere zwar durch seinen ruhigen architektonischen Aufbau von guten Verhältnissen an, läßt aber im Figürlichen viel zu wünschen übrig. Anders bei dem Guten-Germendorfer Relief der Dreieinigkeit, dessen architektonische Umrahmung recht kindlich zusammengestückelt ist, dafür aber im Figürlichen ein tüchtiges Können und gemütstiefe Auffassung zeigt. Bemerkenswert als figürliche Schnitzerei ist außerdem ein Johannisteller mit dem vollrund heraustretenden Kopfe des Täufers zu Rägelin.

Einige recht reizvolle ornamentale Schnitzereien finden sich an den der Frührenaissance (1575) angehörigen Bruchstücken an der Orgelempore der Kirche zu Wusterhausen und den schön gezeichneten durchbrochenen Arbeiten an den Eckeinbauten der Schloßkapelle zu Hoppenrade von 1725. Hier und da zeigen sich auch an Altären und Kanzeln prächtige Akanthusranken, wie die an den Kanzeln von Altruppin und dem Altar zu Bechlin. Auch Holzepitaphien mit figürlicher Schnitzerei treten vereinzelt auf, so in Meseberg das des Otto v. d. Gröben, um 1700.

Das Feinste, was die Rokokozeit an dekorativer Schnitzerei hinterlassen hat, bergen die einst prächtig ausgestatteten Räume von Schloß Rheinsberg, wo namentlich die Türen im Konzertsaal sich durch ihre figürlichen Szenen in erhabener Arbeit auszeichnen.

Stuck. Stuck findet sich verhältnismäßig wenig im Kreise. Erwähnenswert sind von älteren Stuckarbeiten die bescheidenen Anfänge der Deckenverzierung in der Kirche zu Altruppin gegen 1600. Von der Blüte der Stuckatorenkunst um 1700, die anderwärts in der Provinz (vgl. Teil „Stadt Frankfurt") hervorragend Tüchtiges zutage gefördert hat, ist im Kreise Ruppin nichts zu bemerken. Auch von Stuckarbeiten aus Knobelsdorffscher Zeit ist in Rheinsberg wenig mehr vertreten; bei den unter Prinz Heinrich ausgeführten Arbeiten vertritt das Figürliche hauptsächlich der Stukkateur Burgemeister mit seinen Karyatiden des Treppenhauses, während die ornamentalen Stuckaturen an Decken und Wänden zum größten Teil von Gigel herrühren.

Recht wertvolle Stücke figürlicher Plastik finden sich als Sammlungsgegenstände zu Radensleben, Wustrau und Meseberg. In Wustrau herrscht die deutsche kirchliche Holzplastik vor, auch finden wir dort eine Anzahl Porzellanfiguren des 18. Jahrhunderts, während in Radensleben die italienische Kunst überwiegt. Von den zwei Marmorreliefs in Meseberg gehört das eine der Antike, das andere der Werkstatt Canovas an. Sammlungen.

Malerei.

Die ältesten Reste von Malerei im Kreise bestehen in einer ornamentalen Ausschmückung von Granitbauwerken, in erster Linie des Kapitelhauses von Kloster Lindow. Seine beiden Giebel waren mit Ausnahme der deutschen Bänder an den Kanten überputzt und mit geometrischen und architektonischen Motiven in mehreren Farben bemalt. Ähnliches, wiewohl geringer an Umfang und Farbenwechsel, findet sich zu Rönnebeck, Teschendorf und Vielitz, namentlich in Form von Gesimsfriesen unter den Traufen. Mit dem gotischen Zeitalter verschwindet diese Art äußerer Bemalung in unserm Kreise. Gotische Außenbemalung.

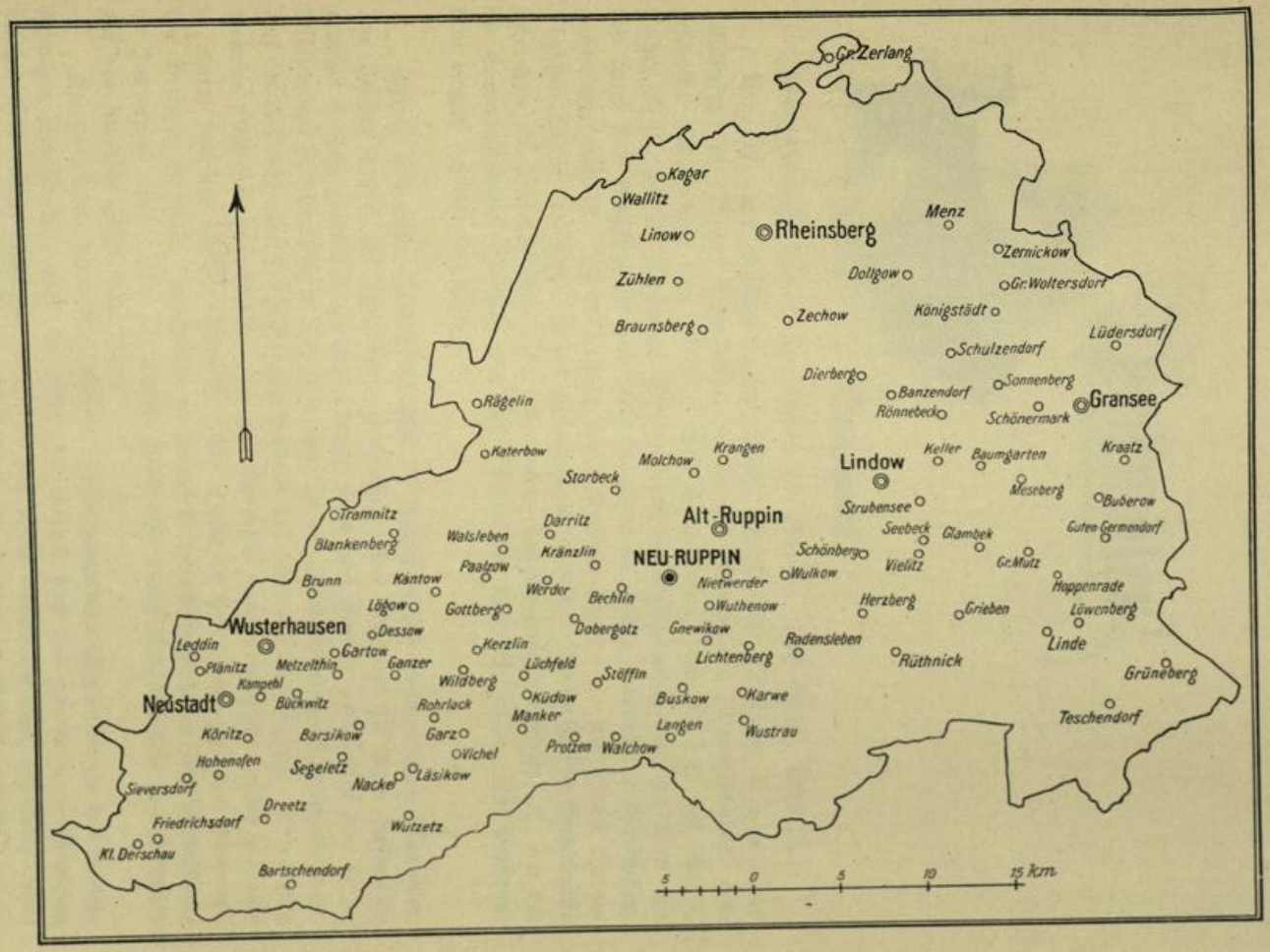
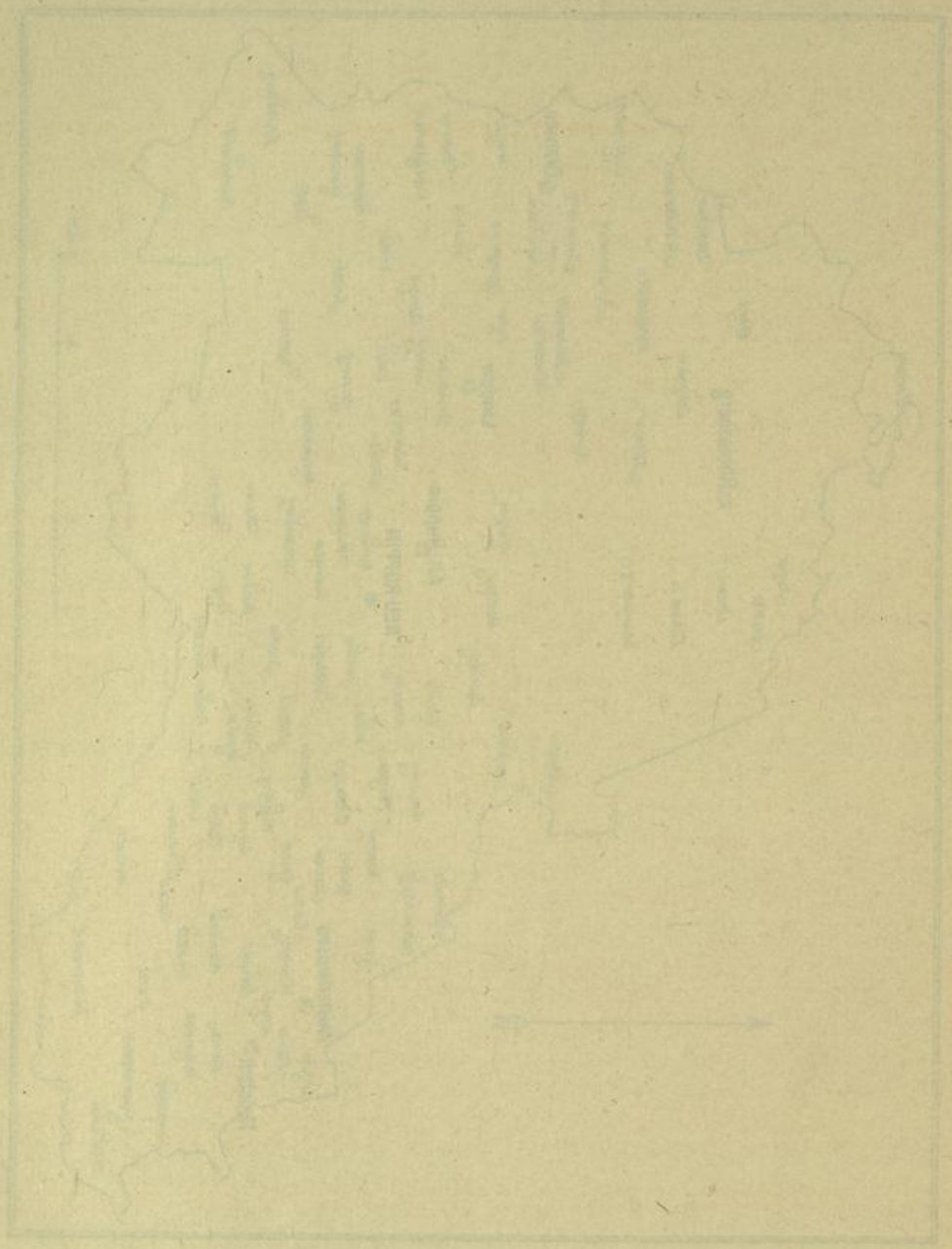
Das älteste Beispiel von Tafelmalerei und zugleich eine Leistung ganz hervorragender Art ist der herrliche kleine Flügelaltar zu Gransee. Bewunderungswürdig sind daran die äußerst geschickte Komposition, die reizvolle Ausgestaltung der vegetabilisch-architektonischen Umrahmung der einzelnen Gruppen, ihre zarte Modellierung und im Ton wechselnde Vergoldung sowie der Liebreiz in den Köpfen der weiblichen Figuren und die feine Durchführung der Gewandung. In Anbetracht der Bedeutung des Werkes ist um so mehr zu bedauern, daß für seine Herkunft zunächst keine bestimmten Anhaltepunkte vorliegen. Vielmehr muß man sich begnügen, nach dem Charakter der Ornamentik, den Formen der Möbel und der Art des zum Teil schon knittrigen Faltenwurfs die Zeit auf etwa 1500 festzustellen. Tafelmalerei.

Damit ist die mittelalterliche Malerei im Kreise vollständig erschöpft, wenigstens wenn wir von dem trotz des Brandes in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch immer reichen Bestande der v. Quastschen Sammlung in Radensleben an mittelalterlichen Tafelgemälden absehen. Bei der gleichen Voraussetzung findet sich, außer den auch hier zahlreich vertretenen Bildnissen von meist nicht hervorragenden Künstlern, auch aus der späteren Zeit, verhältnismäßig wenig Bemerkenswertes. Es sind die mehr oder weniger handwerksmäßigen dekorativen Bilder an Altären, Kanzeln und Emporenbrüstungen aus der biblischen Geschichte, mit welchen die Barockzeit ihre Kirchen schmückte und damit oft recht annehmbare Wirkungen erzielte, z. B. an den Emporen von Wusterhausen. Aus dem 19. Jahrhundert finden sich etliche recht tüchtige Arbeiten der Ölmalerei, besonders Landschaften und Porträts in Schlössern (z. B. Meseberg, Wustrau, Karwe und Radensleben).

Die einzigen Deckengemälde des Kreises sind die von Pesne, Mitte des 18. Jahrhunderts in Rheinsberg geschaffenen. Mit seiner Verwendungsart und Auffassung der antiken Götterwelt begegnete der Maler sich darin in vorzüglicher Weise mit den Anschauungen seines hohen Gönners, der seinerseits in seiner Schwärmerei für Decken- und Wandmalerei.

französische Kultur in dem leichten Genre Pesnes volle Befriedigung fand (vgl. Friedrichs d. Gr. Gedicht an Pesne, Oeuvres t. XIV, S. 30). Hat auch die Kompositionsweise Pesnes manches Verwandte mit der seines Zeitgenossen, des großen Venezianers Tiepolo, so ist doch seine Zeichnung und Auffassung des Figürlichen, vor allem aber die Farbengebung in den Rheinsberger Deckenbildern weit entfernt von der frischen Leuchtkraft Tiepoloscher Gemälde. Es muß dahingestellt bleiben, inwieweit der zuweilen etwas schwere, graublaue Ton, der seine Farbenskala beherrscht, in seinem oder dem Geschmack seiner Richtung beruht oder etwa einer chemischen Änderung einzelner Farbenpigmente zuzuschreiben ist.

Vorzüglich passen sich die Stilleben der Supraporten von Pesnes Schwager Dubuisson, deren auch Meseberg einige enthält, dessen Deckengemälden an. Hingegen veranschaulichen einerseits die handgemalten chinesischen Tapeten das Eindringen fernhergeholter neuer Elemente zum Ersatz des an Überfeinerung leidenden Rokoko, andrerseits die raffaelesk gehaltenen zierlichen Wanddekorationen im Schlafzimmer des Prinzen Heinrich das Zurückgreifen auf die römische Antike in Verbindung mit dem herannahenden Klassizismus.



Übersichtskarte der im Verzeichnis erwähnten Orte.